

MONIKA FELTEN
Die Feuerpriesterin
Das Erbe der Runen



DIE AUTORIN

Monika Felten, geboren 1965, gehört zu den erfolgreichsten und renommiertesten deutschen Fantasy-Autorinnen. Ihre hervorragend komponierten Fantasy-Reihen, die »Saga von Thale«, die »Geheimnisvolle Reiterin« und »Das Erbe der Runen« begeisterten auf Anhieb große Leserschaften. Bereits zwei ihrer Bücher wurden mit dem Deutschen Phantastik Preis ausgezeichnet. Monika Felten lebt mit ihrer Familie in der Holsteinischen Schweiz.

Mehr Informationen unter www.monikafelten.de

Außerdem lieferbar von Monika Felten bei cbt:
Die Nebelsängerin. Das Erbe der Runen (Band 1, 30359)
Band 3 in Vorbereitung.

MONIKA FELTEN

Die Feuerpriesterin

Das Erbe der Runen

cbt



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

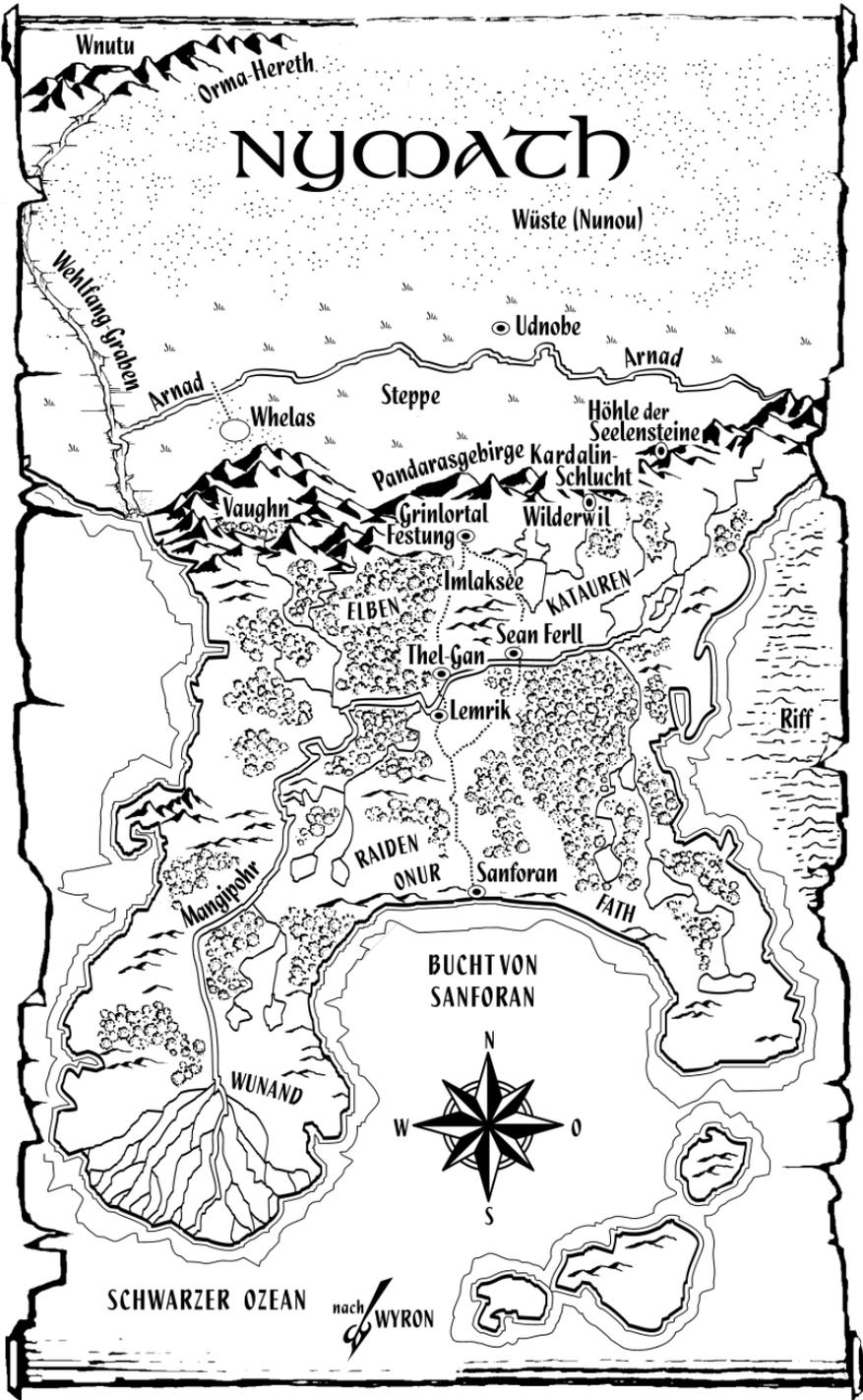
Zert.-Nr. 565-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Print liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage Januar 2008
Von der Autorin überarbeitete Jugendbuch-Ausgabe
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© Lizenzagentur Ingeborg Ahrenkiel,
Hamburg 2006 und cbt/cbj
in der Verlagsgruppe Random House, München 2006
DAS ERBE DER RUNEN ist eine eingetragene Marke
der Lizenzagentur Ahrenkiel.
www.daserbederrunen.de
Umschlagbild und Innengestaltung: Thorsten Reinecke
Umschlaggestaltung: init.büro für gestaltung, Bielefeld
Vorsatzkarte: Erhard Ringer 2004
Runenberatung und -ornamentik: Caroline Fischer
MI · Herstellung: CZ
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-30395-5
Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für alle, die meine Träume teilen



NYOMATH

Wüste (Nunou)

Wehfang Graben

Arnad

Steppe

Arnad

Höhle der Seelensteine

Pandarasgebirge Kardalin-Schlucht

Whelas

Vaughn

Grintortal Festung

Wilderrwil

ELBEN

Imlaksee

KATAUREN

Sean Ferll

Thel Gan

Lemrik

Riff

RAIDEN

ONUR

Sanforan

FATH

Mangirohr

WUNAND

BUCHT VON SANFORAN



SCHWARZER OZEAN

nach WYRON

»Ein Volk ist so mächtig wie die Herzen seiner Frauen,
gleichgültig wie mutig die Krieger
und wie stark ihre Waffen auch sein mögen.«

Wunand

Prolog

Die Nebel über dem unsichtbaren Pfad, der vom Fluss des Lebens auf den Hügel hinaufführte, erzitterten in gespannter Erwartung. Der einst so viel beschrittene Weg wirkte verlassen, denn es war lange her, dass jene, die dort oben wohnten, auf ihm gewandelt waren. Selbst die Nebel erinnerten sich kaum noch daran, und so harrten sie wachsam dessen, was da kommen mochte.

Ein silberheller Strahl blitzte auf und sandte gleißende Helligkeit in das Zwielficht der trostlosen Welt. Lautlos schoss er durch die Nebel aufwärts und bohrte sich wie ein Pfeil in das geweihte Siegel des großen Tores, das die Halle der Schlafenden vor Besuchern schützte.

Mit einem dumpfen Seufzer schwang es auf, um dem einsamen Wanderer Einlass zu gewähren, der in diesem Augenblick wie ein Geist aus den Nebeln am Fuß des Berges auftauchte und den Hügel erklimmte.

Um ihn herum teilten sich die Nebelschwaden und bildeten zu beiden Seiten des Weges eine dunstige Wand. Durchscheinende Gespinste reckten sich, Armen gleich, daraus hervor, denn jene, die in den Nebeln wohnten, gierten danach, den Wanderer zu berühren. Es verlangte sie nach der Wärme und der Aura des Lebens, die den seltenen Gast wie die Erinnerung an längst vergangene Zeiten umgaben.

Der Wanderer in dem dunklen Umhang war der Letzte seiner Art, der Einzige, der geblieben war von denen, die wachen sollten.

Er war allein. Das verlangende Gebaren der Körperlosen berührte ihn nicht. Gleichmütig setzte er einen Fuß vor den anderen, schaute weder nach links noch nach rechts und ließ die eisigen Finger unbeachtet, die ihm sehnsuchtsvoll über das Gesicht strichen. Er war diesen Weg schon etliche Male gegangen, und wengleich seine Besuche in den vergangenen Jahrhunderten seltener geworden waren, so kannte er ihn doch immer noch genau.

Als er den Hügel zur Hälfte erklommen hatte, blieben die Nebel hinter ihm zurück, denn er überschritt eine Grenze, die zu passieren ihnen versagt war. Nach einer weiteren, ungleich steileren Wegstrecke stand er vor dem Tor. Ehrfürchtig hielt er inne und verneigte sich stumm. Ein bittersüßes Gefühl der Heimkehr durchströmte ihn. Doch es war ein trauriger Anblick, der sich ihm bot, als er aufblickte. Die Dunkelheit in der Halle jenseits des Tores war leblos, bedrückend und so kalt, dass er unwillkürlich den Atem anhielt.

Einstmals war er hier ein und aus gegangen. In einer Zeit des Lichts und der Lebensfreude waren er und seine Brüder hier gern gesehene Gäste gewesen. Oftmals hatten sie jene, die diese Hallen mit dem Glanz und der Aura göttlicher Macht erfüllt hatten, auf ihren Streifzügen durch die Welt der Sterblichen begleitet und Teil an ihrem Wirken gehabt.

Der Wanderer seufzte.

Von alledem war nichts geblieben. Nichts erinnerte mehr daran, dass sich hier einst die Schicksale von Völkern und Ländern, ja sogar von Welten entschieden hatten. Hier gab es nur noch Dunkelheit und Stille – eine Stille, die so vollkommen war, dass sie selbst den Klang seiner Schritte auf dem

staubbedeckten Boden verschluckte. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, warum er den beschwerlichen Weg auf sich genommen hatte, warum er zurückgekehrt war an diesen Ort, der nichts beheimatete als die leeren Hüllen jener, deren Weisheit den Völkern dereinst ein Segen gewesen war und deren Willen er ihnen kundgetan hatte. Doch auch diesmal fand er nur eine Antwort: Weil er sich dazu verpflichtet fühlte.

Geleitet von dem Bedürfnis, Bericht zu erstatten, zog es ihn, dessen Leben schon so lange währte, immer wieder an diesen Ort zurück, auch wenn es hier niemanden mehr gab, der seinen Worten lauschte und ihnen Taten folgen ließ.

Gedankenversunken wandelte er durch die Halle, vorbei an den steinernen Ruhestätten mit den statuengleichen Hüllen der schlafenden Götter.

Aus den Augenwinkeln sah er Thorns Liegestatt, unter deren Staubschicht sich die Formen galoppierender Pferde abzeichneten. Unmittelbar daneben ruhte Emos regungsloser Körper auf einem Bett steinerner Blüten. Er sah Gilians erhabene Gestalt, dessen Bank aus rotem Marmor steinerne Falkenskulpturen zierten. Unweit davon erblickte er Fuginors erstarrte Hülle inmitten eines zu Stein gewordenen Flammenmeeres.

Der Wanderer kannte sie alle, doch er verschwendete seine Zeit nicht mit der sinnlosen Trauer um etwas, das der Vergangenheit angehörte. Zielstrebig schritt er auf die größte der Bänke zu, auf der sich Callugar, der mächtige Schicksalslenker, Seite an Seite mit Tyra, seinem Weib, zur Ruhe begeben hatte. Hier sank er auf die Knie und neigte demütig das Haupt.

»Mächtiger Weltenlenker, ich bin zurückgekehrt, um dir Bericht zu erstatten von dem, was sich in der Sphäre, die die

Sterblichen Nymath nennen, zugetragen hat.« Seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern und doch hallte sie wie ein Frevel durch das allgegenwärtige Schweigen. »Die Nebel, welche die letzten Freigläubigen vor dem Zugriff des Einen bewahrten, wurden neu gewoben. Das elbische Blut hat triumphiert. Doch Nymath stehen große Veränderungen bevor. Die Knoten der Macht werden neu geknüpft, und nicht einmal das Schicksal vermag zu sagen, welches Volk dem Untergang zu trotzen vermag. Die Freigläubigen sind ...«

»So, das Schicksal vermag es also nicht zu sagen!« Vom Eingang der Halle her drang höhnisches Gelächter zu ihm herüber.

Erschrocken fuhr der Wanderer herum.

»Du!«, zischte er mit gedämpfter Stimme, und die ungeheure Wut, die in diesem einen Wort lag, ließ die Luft erbeben.

»Überrascht, Alter? Wer sonst sollte dich hier erwarten?« Eine schemenhafte Gestalt löste sich von dem Torflügel und betrat lockeren Schrittes die Halle.

Der Wanderer schwieg. Mit finsterer Miene beobachtete er den jungen Mann, der langsam auf ihn zuschritt. Schwarz glänzendes, lockiges Haar umrahmte sein fein geschnittenes Gesicht, während kunstvoll gearbeitete und reich bestickte Gewänder den athletischen Körper umhüllten. Seine Haltung kündete von Macht und Stolz, doch der Blick aus nachtschwarzen Augen zeugte von dem Hochmut, der sich dahinter verbarg.

»Wer sonst?«, wiederholte der Jüngling herausfordernd, als bereite ihm der Gedanke an jene, die gegangen waren, eine hämische Freude. »Emo vielleicht?« Er lachte spöttisch und blies der wilden Jägerin mit einem schamlosen Grinsen den Staub von den nackten Brüsten. »Wohl kaum. Wo immer sie

jetzt sein mag, es wird ihr nicht an Liebhabern mangeln. Warum also sollte sie zurückkommen?» Die fließenden Gewänder wallten wie Nebelschleier, als er sich mit einer geschmeidigen Bewegung umdrehte und sich einer der anderen Gestalten zuwandte. »Oder hier, unser geliebter Asnar.« Ein teuflisches Grinsen huschte über sein Gesicht. »War er nicht der Erste, der sich feige zur Ruhe legte, als sich immer mehr Sterbliche von ihm abwandten? Der arme, alte vergessene Gott? Dabei hätte er doch wissen müssen, dass man sie nicht nur mit hehren Worten an sich ...«

»Schweig!«, herrschte der Wanderer ihn an. »Du solltest nicht spöttische Rede führen über jenen, dessen Samen du dein Leben verdankst.«

Doch der Jüngling warf nur höhnisch lachend den Kopf in den Nacken, breitete die Arme aus und vollführte eine Drehung, die deutlich machte, dass er weder den Zorn der schlafenden Götter noch den seines Vaters fürchtete. »Warum nicht?«, triumphierte er voll dunkler Freude. »Sie sind fort. Alle! Nur ich bin geblieben, und so gibt es niemanden, dessen Willen ich mich zu beugen hätte.«

»Du hast sie ... nein, du hast uns alle betrogen.« Nur mit Mühe konnte der Wanderer seinen Zorn bändigen. »Im Angesicht Callugars schworst auch du, diese Gestade zu verlassen. Aber du hattest niemals vor, dich an den Eid zu halten. Du wolltest die Macht für dich allein.«

»Sagen wir einfach, ich konnte nicht schlafen.« Das hämische Grinsen des Jünglings wurde eine Spur breiter. »Und als ich sah, wie sehr es die Sterblichen nach einem starken Gott verlangte, durfte ich ihnen ihren Wunsch doch nicht versagen.«

»Du begründest deine Herrschaft auf Blut!«, fuhr ihn der Wanderer an. »Dein hehres Antlitz ist nicht mehr als eine

trügerische Maske, hinter der du dein abscheuliches Wesen verbirgst. Asnar würde vor Scham sein Schwert zerbrechen, wüsste er, welch grausames Regiment sein hinterhältiger Spross führt.«

»Aber er weiß es nicht!«, konterte der Jüngling in triumphierendem Tonfall. »Er schläft. Er und all die anderen hier, die sich wie beleidigte Kinder zurückzogen, als ihre Macht zu bröckeln begann.« Seine Stimme wurde eine Spur schärfer. »Warum haben sie nicht darum gekämpft, sie wiederzuerlangen? Warum nicht? Ich werde es dir sagen: weil sie ihr Dasein leid waren. Sie waren müde und gelangweilt. Die Sterblichen kümmerten sie wenig. Wen wundert es da, dass diese sich von ihnen abwandten? Woran hätten sie denn auch glauben sollen? Ich habe ihnen nur gegeben, wonach sie sich sehnten. Ein Land, das ...«

»...im Chaos versinkt. Eine Welt, in der Unterdrückung und Mord regieren und in der die Schwachen gnadenlos ausgebeutet werden«, warf der Wanderer voller Verachtung ein. »Eine Welt, die im Blut ihrer Völker ertrinkt.«

»Ich gebe den Sterblichen nur, wonach es sie verlangt«, erwiderte der Jüngling gelassen und beschrieb mit der Hand eine ausschweifende Geste. »Die Alten haben nie verstanden, dass die dunkle Seite der Sterblichen die stärkere ist. Blind wie sie waren, haben sie immer nur das Gute in ihnen gesucht. Gnade und Barmherzigkeit ... Wie oft habe ich diese Worte aus dem Mund meines Vaters gehört. Der alte Narr! Wahre Macht erwächst niemals aus höflichem Geplänkel. Neid, Habgier, Missgunst und Hass sind die Kräfte, welche die Sterblichen antreiben. Ich habe ihnen lediglich den Weg gewiesen, diesen Quell wahrer Macht für sich zu nutzen.«

»Indem du friedliche Königreiche der Barbarei preisgabst?« Der Wanderer ballte die Fäuste. »Ist es das, was du

unter göttlicher Herrschaft verstehst?« Er trat einen Schritt auf den Jüngling zu. »Du bist zu weit gegangen«, entgegnete er mit richterlicher Miene. »Du willst es nicht wahrhaben, aber die Ära deiner Herrschaft neigt sich bereits dem Ende entgegen. Ein neuer Ton schwingt mit im Lied der Macht. Ein Ton der ...«

»Ach ja, ich erinnere mich ...« Der Jüngling legte gespielt nachdenklich die Hand an das Kinn. »Wie sagtest du doch? Die Knoten der Macht werden neu geknüpft ... Aber wer sagt dir, dass sie nicht zu meinen Gunsten geknüpft werden? Diese lächerlichen Nebel sind für mich kaum mehr als ein Nadelstich im Gewebe des Schicksals. Die Ungläubigen haben einen Aufschub erwirkt; aufhalten können sie mich nicht. Am Ende werden auch sie sich meiner vollkommenen Macht unterwerfen.«

»Bei meinem Schwur! Ich werde es zu verhindern wissen!«, verkündete der Wanderer mit zornesbebender Stimme.

»Du? Ausgerechnet du?« Der Jüngling brach in schallendes Gelächter aus. Sein Lachen brach sich an den Wänden der Halle, die es hundertfach zurückwarfen, als stimmten die schlafenden Götter selbst in seine Verachtung mit ein. »Du?«, rief er noch einmal, um Atem ringend. »Du willst dich mir in den Weg stellen?« Nur ganz allmählich fand er seine Fassung wieder und fuhr zynisch fort: »Vergiss nicht, dass du der Letzte bist. Hier kann ich dir nichts anhaben, doch in der Welt der Sterblichen bist auch du vor mir nicht sicher. Ich werde dich zerquetschen wie eine Laus, so wie ich es schon mit den anderen tat.« Er wirbelte herum und trat in eine Flammesäule, die urplötzlich aus dem Boden schoss. »Du kannst mich nicht aufhalten«, triumphierte er, während die Flammen Funken sprühend in die Höhe stoben und sein siegessicheres Lachen die Halle erfüllte. »Keiner kann das!« Für wenige

Herzschläge tauchte das Feuer die Halle in ein gleißendes Licht, dann erstarben die Flammen und mit ihnen erlosch auch die Gestalt des Jünglings. Das verzerrte Echo seines höhnischen Gelächters klang noch eine Weile in der Halle nach.

Der Wanderer seufzte gequält. Er hatte hehre Worte gesprochen und sich seine Zweifel nicht anmerken lassen. Doch die Bürde, die ihm auferlegt war, schien groß, zu groß für seine Schultern. Er war allein.

In tiefer Sorge, welchem der Völker das Schicksal letztlich zur Seite stehen würde, kniete er nieder, um mit seinem Bericht fortzufahren.



Mit den ersten Flüchtlingen war sie nach Nymath gekommen, Hunderte Winter, bevor der Sturm die schiffbrüchigen Elben an die Küste nahe Sanforan warf, und lange vor dem Krieg, der das Leben der letzten Freigläubigen für immer verändern sollte.

Sie sah Nymath noch so, wie es ursprünglich war: ein gastfreundliches Land, in dem Menschen und Uzoma friedlich nebeneinander und im Einklang mit der Natur lebten.

Damals war sie noch sehr jung. Eine Frau wie jede andere, und doch gänzlich anders als die Flüchtlinge, denen sie sich in Andaurien angeschlossen hatte. Sie war eine Namenlose; wohin das Schicksal sie führte, blieb ihr verborgen. Während jene, die sie durch die Wüste begleiteten, einer nach dem anderen vergingen, fühlte sie mit denen, die Andaurien aus Furcht vor dem dunklen Gott verlassen hatten, und teilte deren Freude, als sie Nymath nach der langen Wanderung voller Leid und Entbehrung erreichten. Sie feierte mit ihnen die glückliche Rettung und trug mit all ihren Kräften dazu bei, den Vereinigten Stämmen eine neue Heimat in der Bucht von Sanforan zu erbauen.

Sie war eine von ihnen geworden. Voller Zuversicht und überzeugt, dass die Flucht vor dem dunklen Gott endlich ein gutes Ende gefunden hatte. Hätte sie damals geahnt, welche Lebensspanne ihr vorherbestimmt war, sie hätte diese Bürde

nicht tragen wollen. Doch dieses Schicksal offenbarte sich ihr nur sehr zögernd.

Erst als mehr und mehr Winter vergingen, wurde ihr bewusst, dass sie sehr viel langsamer alterte als die anderen. Immer häufiger musste sie Abschied nehmen von jenen, die ihr ans Herz gewachsen waren, um dann, viel später, hilflos mitzuerleben, welch tragische Veränderung in Nymath vor sich ging.

Oft hatte sie sich gewünscht, wie die anderen zu sterben. Doch etwas in ihrem Innern versagte es ihr, so einfach aufzugeben. Sie war nach Nymath gekommen, weil ihr eine Aufgabe zgedacht war. Eine Aufgabe, die sie nicht kannte und die wie ein verborgenes Samenkorn tief in ihr schlummerte, bis die rechte Zeit gekommen war.

So gingen Silbermonde und Winter dahin und allmählich hinterließen die wechselnden Zeiten auch auf ihrem Gesicht Spuren. Ihre Haut zeigte erste Falten, und ihr Haar ergraute, während sie, von Schmerz, Trauer und Selbstmitleid gequält, ihr Dasein fristete. In ihrer Not zog sie sich von den Menschen zurück und lebte fortan allein in den Tiefen des Waldes, dessen erhabene Ruhe sie mit den Tieren und den Angehörigen eines friedlichen kleinen Volkes teilte, die ihr gelegentlich Aufmerksamkeiten in Form von Nahrung und Dingen des täglichen Gebrauchs zukommen ließen. Diese kleinen Menschen mit den kupfermondfarbenen Augen waren unaufdringlich und zuvorkommend und dennoch begegnete sie ihnen zunächst mit Misstrauen. Es dauerte jedoch nicht lange, bis sie begriff, dass auch sie Flüchtlinge waren.

Als die Elben, das langlebige Volk mit dem emmerfarbenen Haar, nahe ihrem Zufluchtsort siedelten, verschwand das kleine Volk aus den Wäldern und zog sich weit in die

Berge zurück. Sie hätte ihnen dorthin folgen können, aber sie entschloss sich zu bleiben.

Die Elben erwiesen sich als freundlich und besaßen zudem außergewöhnliche Fähigkeiten, die in Nymath bisher unbekannt waren: das Wissen um die Macht der Runen – und die Magie.

Die Elben spürten, dass sie außergewöhnlich war, und ließen sie teilhaben an ihrem Wissen. Mithilfe der Magie entdeckte sie in sich ungeahnte Kräfte und lernte diese zu nutzen. Mit der Zeit wurde ihr gewahr, dass die Begegnung mit dem fremden Volk eine tiefere Bedeutung für sie in sich barg. Sie spürte den Auftrag, der ihr dereinst übertragen worden war, und erkannte endlich auch den Sinn ihres Daseins.

Aber die Zeit war noch nicht reif. Sie musste warten.

Viele Hundert Winter lang lebte sie im Verborgenen. Die Falten wurden tiefer, das Haar grauer und die Stimme brüchig vom seltenen Gebrauch. Einzig die Elben wussten von ihr, doch sie achteten ihren Wunsch nach Einsamkeit und hielten ihren Zufluchtsort geheim.

Gaelithil wurde ihr zur Freundin. Die Elbenpriesterin gab ihr das Wissen um das Runenamulett und die Höhle der Seelensteine preis und hieß ihr, es so lange zu bewahren, bis die rechtmäßige Erbin käme, es zu erfahren.

Und wieder wartete sie, Winter um Winter, während die Welt um sie herum in Dunkelheit stürzte – in einen gewaltigen, abwärts gerichteten Strudel, an dessen Ende nur der Sieg der Finsternis stehen konnte. Allein ihr altes Herz barg noch das Wissen, das für die Völker Nymaths längst verloren war, und sie spürte, dass die Zeit nahte, es ihnen zurückzugeben.

Als Gaelithils rechtmäßige Erbin kam, um das Geheimnis des Runenamuletts zu ergründen, zeigte sie sich seit vielen

Generationen zum ersten Mal den Menschen und erfuhr, dass man sie nicht vergessen hatte. In den Mythen und Legenden, die man sich in Nymath an langen Winterabenden erzählte, hatte sie fortgelebt. Man sprach von ihr mit Ehrfurcht und Achtung und hatte ihr endlich auch einen Namen gegeben – die Magun!

Ylva, die Seherin des kleinen Volkes, erkannte sie schon von Weitem. Gebeugt von der Last der Winter, trat die Alte aus den Schatten der Bäume auf die kleine Lichtung hinaus, die ihr und der Magun seit vielen Wintern als Treffpunkt diente.

Die Luft war eisig und feucht. Starr hing sie zwischen den hoch aufragenden Tannen und hinterließ ihre weißen Spuren auf den froststarrten Nadeln.

Ylva fror. Sie hatte nicht geahnt, dass der Winter in den Bergen jenseits des milden Tals schon so weit vorangeschritten war, und schalt sich selbst eine Närrin, weil sie keine wärmende Decke mitgenommen hatte. Ihre Füße waren kalt, und der Atem, den sie an ihre eisigen Finger hauchte, stieg in kleinen weißen Wölkchen auf, um sich irgendwo über ihr mit der frostigen Luft zu vereinen.

Verschwommen und undeutlich im Dunst des Morgens sah sie die Magun näher kommen und ging ihr entgegen. »Ich grüße dich, Hüterin des Wissens«, sagte sie gemessen und verneigte sich ehrfürchtig. »Du hast nach mir gerufen und ich bin gekommen.«

»Meine Tochter.« Die Magun lächelte zur Begrüßung, nickte bedächtig und stellte mit brüchiger Stimme fest: »Es ist kalt geworden.«

»Ungewöhnlich kalt für einen Herbstmorgen.« Ylva rieb sich die klammen Hände.

»Das ist sein Werk.« Die Magun hob den Blick zum Him-

mel, dessen Blau sich noch hinter dem frostigen Dunsthauch verbarg, und ein Schatten huschte über ihr Gesicht. »Den neuen Herrscher über die Elemente verlangt es nach einer Darstellung seiner Macht.«

»Was ist geschehen?« Eine tiefe Sorge schwang in den Worten mit, die Ylva aufhorchen ließen, während sie die Alte zu einem dicken Baumstumpf führte, damit sie sich setzen und ausruhen konnte. Doch statt eine Antwort zu geben, stellte die Magun eine Gegenfrage: »Ist die Tochter des dunklen Volkes wohlbehalten zu Euch gelangt?«

Ylva nickte. »Faizah geht es gut. Wir fanden sie an der Stelle, die du uns gewiesen hast. Sie war verletzt, aber sie ist jung und kräftig und wird sich schnell erholen.«

»Das ist gut.« Die Magun nickte wieder und schwieg.

Ylva wartete geduldig. Eine Weile lauschten die beiden Frauen in die Stille des Waldes, dann hob die Magun erneut an zu sprechen: »Sie war nur die Erste«, sagte sie in einem Ton, als erkläre dies alles.

»Die Erste von ...?« Ylva blickte die Alte fragend an. Unbehagen lag in ihrem Blick, denn sie wusste, dass die Antwort ihr missfallen würde.

»Acht oder zehn, vielleicht auch mehr.« Die Magun machte eine abschätzende Handbewegung. »Selbst ich vermag nicht zu sagen, wer überleben wird.«

»So viele?«, stieß Ylva bestürzt hervor. »Du verlangst viel von meinem Volk.«

»Ach, mein Kind.« Die Stimme der Alten war nicht mehr als ein Flüstern, als sie Ylvas Hand ergriff. »Nichts Böses wird deinem Tal und deinem Volk durch die Ankömmlinge widerfahren. Darauf hast du mein Wort. In diesen dunklen Zeiten müssen wir alle Opfer bringen. Hat die Finsternis Nymath erst erobert, wird sie auch vor deinem Tal nicht halt-

machen. Nichts dauert ewig, alles währt nur einen Hauch lang. Die Zeit des Lebens ist nur geliehen, und nichts ist sicher, solange wir nicht darum kämpfen.«

Ylva wollte etwas entgegnen, hielt ihre Gedanken aber sorgsam zurück. Sie erkannte die Weisheit in den Worten und fühlte, dass die Alte recht hatte. »Du weißt, dass mein Volk sich zurückgezogen hat, um fernab von Krieg und Leid ein friedliches Leben zu führen. Niemals zuvor haben wir Fremden gestattet, unser Tal zu betreten. Niemals haben wir uns in Dinge eingemischt, die nicht die unseren waren. Niemals haben wir den Schleier gelüftet, der uns vor den anderen verbarg. Dennoch, unsere Ahnen haben dereinst geschworen, dir zu helfen, wenn die Zeit gekommen ist«, sagte sie gefasst. »Was also sollen wir tun?«

»Ihr müsst sie alle zusammenbringen«, erwiderte die Magun unumwunden. »Alle, die teilhaben an dem, was Nymath widerfährt, verfeindet oder verbündet, unwissend oder weise – alle, die das Schicksal auserwählt hat, für ihr Volk zu sprechen, müssen in eurem Tal zusammenfinden. Sie müssen einsehen und lernen zu verstehen, dann werden sie bereit sein, neue Wege zu beschreiten.« Plötzlich wurde ihre Stimme drängend. »Säumt nicht!«, mahnte sie. Mit den Fingern strich sie den Raureif von einem nahen Tannenzweig und hielt Ylva das schmelzende Weiß entgegen. »Auch er streckt bereits die Hand nach jenen aus, die wir suchen.« Sie wischte die Nässe an ihrem zerschlissenen Gewand ab und griff erneut nach Ylvas Hand. »Ich werde dir sagen, wo ihr sie findet«, sprach sie eindringlich. »Aber seid auf der Hut. Die Krieger müssen unverzüglich aufbrechen, sonst werden einige der Gesuchten die Pforte des Hyrim durchschreiten, ehe ihr sie findet.«

